

„Herzlich willkommen.“

Auch unscheinbarste Sprechakte haben latente Bedeutungen, sagt die Objektive Hermeneutik, eine Forschungsmethode zur Sinnerschließung. Macht sie für die Supervisionspraxis Sinn?

TEXT Ronny Markus Jahn, Michael Tiedtke

KONTAKT ronny-markus.jahn@uni-potsdam.de, mtiedtke@uni-potsdam.de

Die Zahl der Themen und Aspekte gesellschaftlicher Wirklichkeit, zu denen Beiträge aus der Forschungspraxis der Objektiven Hermeneutik vorliegen, ist beeindruckend. Klassische Studien zur familialen Sozialisation stützen sich auf Protokolle von Eltern-Kind-Interaktionen beim Abendessen ebenso wie auf Grabsteininschriften; Arbeiten zur institutionalisierten Erziehung analysieren Unterrichtstranskripte, Lehrmaterialien, Schulleiterreden oder Einschulungsrituale. Die rigide Logik der modernen Arbeitsgesellschaft offenbart sich für entsprechend methodisch geschulte Sozialforscher/innen in den Formularen der „Jobcenter“ ebenso wie in Protokollen von „Berater“-Gesprächen mit ihren „Kunden“. Prinzipiell gibt es für diese von Ulrich Oevermann begründete methodische Schule sozialwissenschaftlicher Forschung kein kulturelles Artefakt oder Dokument sozialer Wirklichkeit, das nicht als „Protokoll“ gewürdigt und auf seine latente Bedeutung hin analysiert werden kann.

Mit unserem Beitrag wollen wir den Leser/innen die Idee nahebringen, inwiefern die Objektive Hermeneutik als Forschungsmethode auch für die supervisorische Praxis interessant sein kann.

Fünf Interpretationsprinzipien

Erstens: Die objektiv hermeneutische Analyse beginnt mit der Einnahme künstlicher, also methodisch disziplinierter Naivität. Das bedeutet, an das Analysematerial (Transkripte, Briefe, Flyer etc.) wird kein Vorwissen herangetragen. Überlegungen zum Sprechakt und

zu seiner latenten Bedeutung erfolgen kontextfrei. Zweitens: Sprachliche Eigentümlichkeiten wie Versprechen oder Verschreiben werden nicht geheilt, sondern als Ausdruck bedeutungsgenerierender Selektion ernst genommen. Es gilt das Prinzip der Wörtlichkeit, die Interpretation stützt sich nur auf das, was tatsächlich gesprochen wurde, und legt jedes Wort auf die „Goldwaage“. Drittens: Das Analysematerial wird sequenziell interpretiert, Sprechakt für Sprechakt, Satz für Satz. Damit folgt die Analyse der sukzessiven Genese der Bedeutungsstruktur in der protokollierten Wirklichkeit. Viertens: Im Interpretationsprozess wird so extensiv wie möglich nach Bedeutungen gesucht. Kein Textelement wird dabei vernachlässigt. Fünftens verlangt das Prinzip der Sparsamkeit, nur diejenigen herausgearbeiteten Lesarten zuzulassen, die vom Analysematerial immanent und ohne vom Protokoll nicht gedeckte Zusatzannahmen erzwungen werden.

Praktisch wird die Interpretation in drei Schritten vollzogen. Zuerst werden gedankenexperimentelle Geschichten erzählt, in denen der zu interpretierende Sprechakt eine angemessene Äußerung darstellt. Dabei ist jeweils zu untersuchen, worin die „Angemessenheit“ genau besteht. Das führt zur Begründung einer speziellen Lesart. Alternative Lesarten werden durch die Suche nach anderen Geschichten und deren vergleichende Analyse erarbeitet. Schließlich werden die (meist wenigen) alternativen Lesarten mit dem tatsächlichen Äußerungskontext konfrontiert, womit das Besondere jedes Falles deutlich wird. Im Verlaufe der Analyse entscheidet sich

durch den protokollierten Fall selbst, welche Lesarten sich bestätigen und zu einer „Fallstrukturhypothese“ zusammengefasst werden können.

Feinanalyse einer Begrüßungsfloskel

Wir analysieren im Folgenden ein Bruchstück supervisorischen Tuns im Rahmen einer Teamsupervision. Wie es die Scherbe dem Archäologen erlaubt, Rückschlüsse zur Beschaffenheit des Gefäßes zu ziehen, dem sie entstammt, versprechen wir uns von der Analyse einer protokollierten Sequenz beraterischen Handelns Erkenntnisse über die allgemeine Logik der in Frage stehenden Beratungspraxis.

Ein Supervisor beginnt eine Sitzung mit folgender Begrüßung: „Herzlich willkommen zur Klausurtagung.“

Wir haben es hier mit einer Begrüßung zu tun, wie sie im Beratungskontext wohl täglich auftritt. Doch welche latente(n) Bedeutung(en) hat dieser unscheinbare Sprechakt jenseits unseres Alltagsverständnisses? Zur Klärung suchen wir gedankenexperimentell nach möglichen „Situationen“, in denen er uns passend erscheint: a) Nach langem Aufenthalt in Übersee kehrt die Tochter nach Hause zurück. Die Mutter empfängt sie mit: „Herzlich willkommen zu Hause“. b) Auf einer Tagung werden die Teilnehmer/innen begrüßt: „Herzlich willkommen hier an der Kant-Universität“. c) Ein Weinbauer hat zu einer Weinprobe geladen: „Herzlich willkommen auf unserem Weingut“. Zum Kontrast

suchen wir nun nach Situationen, in denen der Sprechakt unangemessen erscheint, um deutlich zu machen, was der Fall nicht ist: d) Eine Ärztin begrüßt zu Beginn der Behandlung ihren Patienten mit: „Herzlich willkommen zur Operation“. e) Herr Meyer begrüßt eines Morgens in der Kantine seinen langjährigen Kollegen mit den Worten: „Herzlich willkommen Alfred“.

Was lehren diese Geschichten? Für das Arzt/Patienten-Verhältnis scheint der emphatische Gruß ebenso unangebracht wie zwischen den beiden Arbeitskollegen. Hier wird der vertraute Alltag ins Außeralltägliche gesteigert, dort wird dem Patienten eine besondere Würde zugeschrieben und sein Eintreten als überraschendes Ereignis markiert. In diesem Sinne wird auch ein Ehemann nicht ohne ironischen Hintersinn seine Gattin mit: „Herzlich willkommen, mein Schatz“ begrüßen, wenn sie wie jeden Abend müde von der Arbeit heimkehrt. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der „Geschichten“ a) bis e) lassen sich zu einer Bedeutungsstruktur des Sprechaktes „Herzlich willkommen“ zusammenfassen: Auf diese Weise kann offenbar nur jemand begrüßt werden, der nicht regelmäßig an dem Ort seines Erscheinens ist, so etwa im Falle einer Einladung, einer Neueinstellung oder bei der Rückkehr nach längerer Abwesenheit. Der Begrüßte ist entweder ein Gast, dem nur befristet Einlass in den intimen Binnenraum der gastgebenden Gemeinschaft gewährt wird, oder er befindet sich noch im Stadium der Fremdheit. In jedem Fall ist er (noch) nicht Teil einer bestehenden sozialen Gemeinschaft, in deren Namen der Gruß ausgesprochen wird. Hierin läge auch die bittere Ironie in der Begrüßung der Gattin begründet, deren Ehemann sich indirekt über ihre Abwesenheit beklagt.

Die kontrastiven Beispiele machen hingegen deutlich, dass die Zusammenarbeit in einem gemeinsamen Arbeitsbündnis nicht mit „Herzlich willkommen“ eröffnet werden kann. Dies ganz einfach deshalb, weil sonst der Begrüßte in einem Setting zum Gast erklärt würde, für dessen Realisierung und praktisches Gelingen seine aktive Beteiligung im Sinne seiner psychosomatischen Präsenz zwingend notwendig ist. Der Patient würde der psychotherapeutischen Sitzung als Gast seiner eigenen „Behandlung“ beiwohnen, das willkommen geheißene Teammitglied wäre lediglich Besucher seines eigenen Teams, deren aktiver Teil es der Sache nach sein müsste. Darüber hinaus verpflichten die Regeln von Gastfreundschaft und Gastfreiheit, die mit dem Gruß „Herzlich willkommen“,

aktualisiert werden, den Grüßenden zur Sorge um das Wohlbefinden des Begrüßten. Doch das kann und muss weder vom Arbeitskollegen, noch der Ärztin oder dem/der Berater/in erwartet werden, da es in den skizzierten Fällen der Sache nach nicht geleistet werden kann.

Was bedeuten unsere Überlegungen für die supervisorische Praxis? Beginnt ein Supervisor eine Klausurtagung mit „Herzlich willkommen“, eröffnet er sprachlich kein gemeinsames Arbeitsbündnis zur Bearbeitung einer in Frage stehenden Problematik. Vielmehr spricht er seine Klient/innen als Gäste an, die im Folgenden unter Wahrung ihres Wohlbefindens eine passive Rolle einnehmen sollen und können. Die Begrüßung lässt eher eine Schulung erwarten als die Eröffnung eines supervisorischen und damit krisenhaften Prozesses. Unser Befund kann für derartige sprachliche Feinheiten sensibilisieren, indem er vor Augen führt, welche Sinnofferten gemacht und welche Verstehensalternativen für die Adressaten eröffnet werden. Damit ist der Anstoß für die Frage gegeben, was man als Berater/in intendierte und was man tatsächlich tat. Darüber hinaus verweist die Analyse auf die in der Beratungspraxis oft unscharfe Unterscheidung von Supervision, Training und Schulung.

Supervision und Objektive Hermeneutik: Gemeinsamkeiten und Differenzen

Objektive Hermeneutik und Supervision teilen die Annahme einer sinnstrukturierten Welt. Sinnstrukturiert besagt, dass sich jede Sozialität über regelhafte Bedeutungsstrukturen generiert und innerhalb dieser nichts sinnlos ist. Die Suche nach Bedeutungen spezifischer sozialer Handlungen, sei es in Bezug auf einzelne Akteure, Gruppen oder Organisationen, ist ein Ziel objektiv-hermeneutischer Analysen wie supervisorischer Praxis. Ohne die Annahme von Bedeutungen, hätten Supervision und Objektive Hermeneutik keinen relevanten Gegenstand. Eine weitere Gemeinsamkeit liegt in der Fallorientierung.

Eine entscheidende Differenz zwischen Objektiver Hermeneutik und supervisorischer Praxis liegt im praktischen Prozess des Sinn- und Fallverstehens. Supervisor/innen stehen im prinzipiell zeitlich, räumlich, psychisch und physisch begrenzten Rahmen immer nur ungenügend Fallinformationen zur Verfügung. Dennoch müssen sie unter dem Druck des Hier und Jetzt professionell handeln und

ihr allgemeines Beraterisches Wissen in situ fallangemessen einbringen. Dazu befähigt sie ihre im Zuge der Ausbildung und regelmäßiger Kontrollsupervision professionalisierte Intuition. Sie bildet für Berater/innen den primären habitualisierten Zugang zum Sinn- und Fallverstehen.

Der objektive hermeneutische Forscher ist hingegen handlungsentlastet und frei vom situativen Interventionszwang. Er hat die Muße, Handlungszusammenhänge methodisch kontrolliert zu rekonstruieren und kann frei von „Loyalitätszwängen“ ihre Bedeutungsstruktur und deren Genese rekonstruieren. Diese Differenz wäre unangemessen begriffen, wollte man sie auf den Gegensatz von laienhaft-unreflektierter Intuition und professioneller methodischer Kontrolle bringen. Das wäre ein grobes Missverständnis. Methodische Kontrolle bedeutet, dass die Interpretationsergebnisse eines Analysegangs intersubjektiv nachprüfbar sind, dass also die Geltung einer Interpretation argumentativ begründet werden muss und überprüft werden kann. Diesem Anspruch kann Beratung unter Handlungsdruck nicht gerecht werden. So wie sich psychoanalytisch orientierte Supervisor/innen auf die Triftigkeit ihrer spontanen Gegenübertragung verlassen, müssen systemisch inspirierte Berater/innen auf die Angemessenheit ihrer intuitiv (aber: nicht zufällig!) formulierten zirkulären Frage vertrauen. Mit der Objektiven Hermeneutik steht Berater/innen aber eine Methode zur Verfügung, mit der sie ihr eigenes Tun wie unter einem Mikroskop auf Angemessenheit und mögliche Alternativen hin untersuchen können.

In diesem Sinne unterstützen objektiv hermeneutische Analysen Supervisor/innen darin, ihr intuitives Handeln im Rückblick zu spezifizieren und zu begründen. Sie können die Professionalisierung von Supervision unterstützen. Darüber hinaus scheint die hier vorgestellte Forschungsmethode auch in der Diagnosephase eines Beratungsprozesses ertragreich zu sein.

RONNY MARKUS JAHN ist Soziologe, Supervisor und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Department Erziehungswissenschaft der Universität Potsdam mit den Arbeits- und Forschungsschwerpunkten: Schulforschung, Führungsprozesse, Gruppen- und Organisationsdynamiken, Objektive Hermeneutik.

DR. MICHAEL TIEDTKE ist Mitarbeiter am Department Erziehungswissenschaft der Universität Potsdam. Seine Arbeitsschwerpunkte sind pädagogische Kasuistik, Objektive Hermeneutik, soziologische Systemtheorie und Pädagogik.